



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich scheu zurück. Sie kauft nicht bei den Reformatoren des modernen Geschmacks, weil dieser Geschmack nicht der ihrige ist, und sie fürchtet, sich zu blamieren, wenn sie bei den alten biedern Werkmeistern kauft.

Um solche volkswirtschaftlichen Fragen kümmern sich natürlich die jugendlichen Reformatoren unsrer Kunst nicht. Für ihr schöpferisches Gemüt giebt es nur den Erfolg des Augenblicks. Besonnene Volkswirte dürfen aber fragen: Wohin soll das führen? Weil der Kunstmarkt mit Bildern und Bildwerken — dank der internationalen Kunstausstellungen! — völlig gesättigt ist, hat sich eine Schar von Künstlern auf das Kunstgewerbe gestürzt. Die Arbeit ist noch viel leichter, als wenn einer Skizzen und Studien malt. In München ist der erste Vorstoß der Künstler auf diesem Gebiet in großem Umfange versucht worden. Wir haben die weitere Entwicklung abzuwarten. Aber es wird kein erfreuliches Schauspiel sein, wenn dieser verderbliche Kampf zwischen Kunst und Kunstgewerbe, der nur in einer scharfen Trennung endigen kann, noch fortgesetzt wird.

Berlin

Adolf Rosenberg



Neue Romane



n der Hoffnung, unsern Lesern noch einige hübsche erzählende Bücher unter den Christbaum legen zu können, stöberten wir unsern Vorrat an neuen Erscheinungen noch einmal durch und gerieten nach verschiedenen erfolglosen Leseversuchen auf: Gelandet von Maria Janitschek, eine der im Verlage der Romanwelt in Berlin erschienenen „Kurzen Geschichten,“ die wir um des Namens der Verfasserin willen mit einiger Hoffnung begannen. Der Roman fängt auch ganz gut an, etwas sehr temperamentvoll freilich, aber das liebt man ja jetzt vielfach, jedenfalls erweckt der Eingang eine gewisse Erwartung. Wir werden in das junge Eheglück eines elsässischen Gutsbesitzers geführt. Herr Zorn von Rufach wird wie ein verwöhnter, gutmütiger großer Junge geschildert, den eine zarte, fast ätherische Frau von einem ganz entgegengesetzten Sinn und Geschmack unmerklich zu regieren beginnt, bis er es eines Tages nach vielen vergeblichen Versuchen von ihr erreicht, daß sie zu einem Spazierritt mit ihm ein Pferd besteigt. Nun verunglückt sie auf schreckliche Weise, der Mann aber kommt dem Wahnsinn nahe, entläßt sein Personal, verschließt Haus und Hof und geht mit seiner kleinen Tochter auf Reisen. In Basel engagirt er einen Diener und eine Bonne, die sich nach kurzer Zeit als Ehegatten herausstellen. Beide sind in ihren Leistungen ausgezeichnet, sie haben wegen

Bankerotts ihren Haushalt auflösen müssen, nehmen immer an demselben Platz Dienste und üben in dieser Form eine ganz uneigennützigte Nächstenliebe, die sie als ihre Lebensaufgabe ansehen. Begreiflicher Weise kommt es zwischen ihnen und dem Baron zu vielen Konflikten, mit deren Schilderung das Buch in der Art weitergeht, daß wir auch allerlei über die Vergangenheit und über die Grundsätze des dienenden Ehepaars erfahren. Er ist ein Engländer, war einst Händler mit Japanwaren, dann verschiednes andre, sie hat sich immer lebhaft für die Frauenbewegung interessiert und fühlt sich erst jetzt am zufriedensten, wo sie zu ihrem Manne in dem Zustande gegenseitiger Achtung steht; er hat nichts, und sie hat nichts, beide wirken mit gleichem Erfolg im Dienst anderer. Unter einander leben sie nur noch in einer Gewissensehe, an die Stelle der Gattenliebe ist ein fast zeremonieller Verkehr, eine Art Kokodasein getreten. Sie sind Theosophen, und was das sei, erfahren wir nunmehr, da sie eigentlich die Hauptfiguren des Romans werden zu sollen scheinen. Was könnte auch aus Herrn von Zorn noch werden? Haben wir uns aber deswegen für ihn interessiren lassen, um fortan von diesem phantastischen, unmöglichen Ehepaar unterhalten zu werden? Der einstige Japanwarenhändler hat nämlich, wie wir weiter mitgeteilt bekommen, früher eine bedeutende Rolle in der Heilsarmee gehabt, ist aber dann von einer russischen Dame auf einer Reise nach Madras für die Theosophie gewonnen worden, und da diese Dame „nicht unhübsch war und die Kunst verstand, ungeheuer zu imponiren, so war er bald der überzeugteste Befehrte, den es gab“ — doch nein, wir sind nun auf der achtzigsten Seite und haben schon einmal von einer gelesen, die „nicht unhübsch“ war —, wir klappen das Buch lieber zu, denn die Figur dieses englischen Kautschukmanns hat für uns schlechterdings kein Interesse mehr, jene Kunst, zu imponiren, fehlt dieser Romandarstellung ganz und gar, und langweilen können wir uns auf irgend eine andre Weise ebenso gut.

Wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß dieser Roman besonders schlecht wäre. Wir könnten noch eine Anzahl ähnlicher erwähnen, aber Weihnachtbücher giebt das nicht, und da uns diese Art von Litteraturbesprechung ebenso wenig freut, wie sie unsern Lesern nützen kann, so ziehen wir es vor, über mancherlei derartiges mit einem langen Gedankenstrich hinwegzugehen und dafür auf weniger moderne Autoren zurückzugreifen, die unsre Erwartungen nicht so oft zu täuschen pflegen.

Da wäre zunächst Das Obfeld von Wilhelm Raabe (3. Auflage, Berlin, D. Sanke), womit die Gegend an der Weser bei Holzminden gemeint ist. Dort stand ein altes Cisterzienserkloster, Amelungsborn, aus dessen Schule das Holzmindner Gymnasium hervorgegangen ist, und von dem letzten in dem ehemaligen Kloster übrig gebliebenen Schulmeister und von dem, was er im Jahre 1761 erlebte, handelt Raabes Erzählung. Das ist nun freilich keine spannende Romanfigur, dennoch gehört dieses Buch zu den unterhaltendsten

des Verfassers. Wir erhalten eine höchst lebendige Schilderung der kriegerischen Zeitläufe, in deren Mittelpunkt der allbeliebte Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt ist. Der Amtmann von Amelungsborn wird von französischen Marodeurs angegriffen, der Schulmeister flieht mit ein paar Leuten durch Freund und Feindesscharen, bis er auf des Herzogs Hauptquartier trifft. Sein Schüler, ein junger Münchhausen, thut sich rühmlich hervor und findet seinen Tod beim Angriff auf den Nachtrab der fliehenden Franzosen, und der Alte kehrt wehmütig resignirt nach Amelungsborn zurück. Wir finden uns von lauter sympathischen Menschen umgeben, die von dem Verfasser als Zeugen und Zuschauer der großen Geschichtswelt verwendet werden, ohne daß sie für ihre Person, durch Erlebnisse oder romanhafte Verwicklung, viel bedeuten. Um so natürlicher mutet uns ihre Erscheinung an, und da Raabe hier auch die lokalgeschichtliche Kleinmalerei nicht so weit getrieben hat, wie in manchen seiner andern historischen Romane, so liest sich das „Odfeld“ selbst von den Ansprüchen eines nur auf Unterhaltung ausgehenden Lesers aus sehr angenehm. Man könnte ja wohl immer noch etwas von diesen buchmäßigen Zuthaten des Gelehrten ohne Schaden entbehren, aber Raabe thut es einmal nicht anders, darin ist er ein echter Norddeutscher; nur soll man darüber nicht vergessen, wie unendlich hoch an rein dichterischer Erfindung und echter, farbiger Schilderei ein solches „Odfeld“ über den hunderten von alljährlich erscheinenden Romanen steht, von denen wir ausgingen, und nur weil das vielen heutigen Lesern nicht mehr leicht zum Bewußtsein kommen wird, bedauern wir, daß es der Verfasser nicht über sich gewinnen mag, in den neuen Auflagen das wissenschaftliche Gestrüpp, an dem seine Phantasie emporsteigt, noch etwas mehr zu beschneiden.

Daß das nicht nur für den Eindruck günstiger wäre, sondern auch künstlerisch richtiger, sehen wir an dem soeben schon in zweiter Auflage erschienenen Roman des kürzlich verstorbenen W. H. Riehl, Ein ganzer Mann (Stuttgart, Cotta). Riehl bildete ja als Schriftsteller bei uns in Deutschland beinahe eine Abteilung für sich. Obwohl er in verschiednen Fächern seines sehr umfangreichen Wissens ein selbständiger Forscher war, so wollte er doch in allem ein allgemeinverständlicher Darsteller sein, und dadurch hat er sich in einem selten anzutreffenden Grade die Kunst angeeignet, über einen wissenschaftlichen Gegenstand leicht und angenehm und doch nicht dilettantisch zu schreiben. Seiner geistigen Anlage nach war er mehr ein Kind des Südens, und unser Volk im Süden und in der Mitte bis an den Rhein kannte er wie wenige, sowohl im Leben der Gegenwart wie nach seinen kulturgeschichtlichen Voraussetzungen; er war einer der besten Kenner des achtzehnten Jahrhunderts, in dem er mit seinen Gedanken, auch den dichtenden, so oft verweilt hat. Seine Novellen, die dem gegenwärtigen Geschlecht besser bekannt sind als seine volkspolitischen Schriften, waren für ihn meistens nur eine andre Form, Gedanken, Ansichten, auch wohl Kenntnisse mitzuteilen, wenn auch die Phantasie ihren Anteil daran

hatte. Aber es war nicht die hochfliegende, freischaffende, sondern die sich an alten Erinnerungen in die Höhe zu ranken liebt, und seine Dichtung ist die betrachtende des nachdenkenden, tiefgebildeten Mannes. Unter den Erinnerungen aus seiner Kindheit ist eine besonders ergreifende an den krank und gebrochen zum letztenmale aus Italien heimgekehrten alten Walter Scott, den Kiehl einst als Kind auf einer Bank im Schloßgarten zu Wiebrich mit seiner schönen, vornehmen Tochter hat sitzen sehen; aus solchen Stimmungen wurden seine Novellen, aber auch seine Abhandlungen bekamen daraus etwas mit von der Wärme des Dichters. Daß die Abhandlung bei Kiehl mit der Zeit zurücktrat, und die Novelle häufiger wurde, haben wir persönlich immer bedauert, aber es war wohl ein Zugeständnis an die neue Zeit, der er mit Unterhaltung besser nahe zu kommen meinte als mit Belehrung. Vielleicht fand er auch schriftstellerisch den Lehrton nicht mehr so leicht, seit er viel auf mündliche Vorträge reiste, sodaß ihm nun die dichtende Form eine angenehme Abwechslung bot. Wie dem aber auch immer sei, jedenfalls haben wir so den verknüpfenden Faden gefunden zwischen dem Gelehrten und dem Novellisten Kiehl, und auch dieser ausgeführte Roman ist nichts neues und unvermitteltes, was aus dieser Verbindung herausfiel.

Man kann das Buch „Ein ganzer Mann“ geradezu einen kulturgeschichtlichen Roman nennen, denn die Fabel ist ungemein einfach und nur der Rahmen für die Betrachtung, unser psychologisches Interesse an den Figuren ist auch nur gering, das Zuständliche aber, die Schilderung von Ort und Zeit, macht alles aus, und das Interesse steigert sich, weil es die Kultur unsrer Gegenwart ist, die uns in dem Leben dieser Romanfiguren vorgeführt wird. Es handelt sich nämlich in dem ganzen Buche um weiter nichts, als um die Einrichtung eines kleinen Alttertüermuseums in einem hessischen Städtchen, Frankensfeld genannt, in den Jahren vor 1870, also um eine Krähwinkelei, die mit ausführlichem Humor behandelt wird. Alles, was sich auf diese Sammlungsangelegenheit selbst bezieht, ist echt in der Farbe, Kiehl kennt ja das Gebiet aus persönlicher Erfahrung; die Nutzenwendungen für die Leser sind mannichfach, denn das Sammeln hat ja sein Gutes und seine üble, lächerliche Seite. „Und in diesem ungeheuern Bette soll ich schlafen? rief Hermine. Das ist ja entsetzlich, das Geschlecht, dessen letzter Nestbestand in diesem Bette ausgestorben ist, würde mir im Wachen und im Traume erscheinen. Alttertüer betrachte ich gern, bewundre sie wohl auch, aber ich verabscheue sie zum täglichen Gebrauche. Die Erinnerung des Todes klebt an allem.“ Die Menschen, für die die Sachen gemacht wurden, sind längst nicht mehr, ihr Trödelkram hat sich erhalten und verfolgt uns als Gespenst der Jahrhunderte, beschämt uns wohl gar, insofern wir uns selbst keinen Ersatz verfertigen können.

Das Romanereignis, das neben der Museums Geschichte herläuft, ist, daß der Direktor, die eine Hauptperson, zuletzt der Gatte der andern wird, einer

reichen Wohlthäterin, die seit Jahren vorübergehend einige Wochen in Frankensfeld zubringt. Nun wird der Charakter des Mannes sehr anziehend geschildert, auch seine Lebensschicksale gewinnen uns für ihn; aus einem gebildeten Nichtsthuer wird er durch den Bankerott seines Bruders ein armer, aber sehr tüchtiger Mann. Die Wohlthäterin aber, das sogenannte Mädchen aus der Fremde, so wertvoll sie ja für Frankensfeld, das Museum und dessen jetzigen Direktor, Herrn Alfred Saß, gewesen ist, als Gegenstand der Liebe erscheint sie uns nicht ganz so verlockend, wie wenn anstatt des Kulturhistorikers Niehl ein Romandichter das Bild gezeichnet hätte. Aber das hängt wieder mit der ganzen Anlage des Buches zusammen, über die sich der Verfasser im Vorwort an eine ungenannte Leserin ausspricht. Es soll ja ein Buch sein mit wirklichem Leben darin, wie es ist, anregend zum Nachdenken, geordnet, nicht sprunghaft in seinen einzelnen Teilen, leicht verschönt durch Auffassung und Kunst, aber nicht übertrieben, erdichtet, spannend oder aufregend. So empfangen wir denn auch den Eindruck eines fein gestimmten Kunstwerks oder einer ganz ruhigen, klugen Unterhaltung. Obwohl das Buch sehr reich ist an verzögernden Bestandteilen, so überschlagen wir sie doch nicht, weil wir uns von vornherein auf das Anhören und Nachdenken eingerichtet haben. Wir kamen nicht aus Neugier und erhalten dafür Lebensweisheit für kleine und große Fragen; es ist ein wahrer Genuß, seine Gedanken verweilen zu lassen bei den klaren Bildern einer reichen, zur Ruhe gekommenen Erfahrung. Mit einem Roman, was man so gewöhnlich darunter versteht, hat „Ein ganzer Mann“ kaum etwas gemein. Ihm fehlt neben dem Ungefunden, Aufregenden auch alles Geniale; er ist nicht bedeutend, aber im höchsten Grade das, was man gebildet nennt, ein idealer Professorenroman, ohne die Auswüchse, die uns bei Raabes „Obfeld“ störten. Die Sehnsucht nach Ruhe wird zu einem Heimweh nach der Vergangenheit, ob es nun mit Ernst sich vertieft in ein früheres, besseres, oder ob es das Überholte und Überwundene mit anmutigem Humor vergoldet. So wenn z. B. der selige Professor Knobel in Gießen in seinen Vorlesungen über Moral die Poesie in dem Kapitel „Lüge“ abhandelt und sie in ihrem besondern Paragraphen als „Scherzlüge“ bezeichnet. Ältere Leser und Kenner der Gegend werden noch vielerlei zeitgenössisches Material in den Roman verarbeitet finden, und wer noch Sinn für gutes, einfaches, richtiges Deutsch hat, kann sich auch diesen seltenen Genuß daraus verschaffen.

